Parallelstraße derselben, die Shih-Tajen-Hutung gerathen war, hatte ich inzwischen gemerkt und suchte deshalb, an der nächsten Straßenecke nach Süden abbiegend, die amerikanische Mission am Hatamen zu erreichen. Ich schleppte mich mit halbgeschlossenen Augen und blutriefenden Kleidern durch eine Menge belebter Nebengassen, jeden Augenblick den Zusammenbruch meiner Kräfte oder das Wiederauftauchen der Mordgesellen erwartend. Die Chinesen in den Straßen liefen bei meinem Anblick zum Theil in die Häuser, theils starrten sie mich stumm und ausdruckslos an. Ein paar Mal fragte ich, ob ich auf dem Wege zum Hatamen sei. Man antwortete nicht, um sich den Nachbarn nicht als Helfershelfer verdächtig zu machen. — Nach etwa halbstündiger Wanderung sah ich endlich erst die ersehnte Krenelirung der Stadtmauer und dann die Gebäude der amerikanischen Mission vor mir. Ich kroch von freundlichen Chinesen unterstützt durch einen Stacheldrahtzaun und sah wenige Schritte von mir zwei europäische Gestalten. Dann brach ich ohnmächtig zusammen. Nur der Gedanke an das grausame Spiel, das man mit mir treiben würde, wenn ich den Schlächtern lebend in die Hände fiel, hatte mich bis dahin aufrecht erhalten.

Man trug mich in eins der Missionshäuser und verband meine Wunden. Zugleich schickte man, da ich zu meinen Landsleuten gebracht zu werden gebeten hatte, nach unserem Stabsarzt Dr. Velde. Durch ihn schickte ich die erste Nachricht von dem Geschehenen an die Gesandtschaft und wurde dann — es war inzwischen gegen Mittag geworden — von Soldaten unseres Detachements in die deutsche Gesandtschaft getragen.

(Schluß folgt.)

Der Krieg in Südafrika.

Wahrheit und Dichtung vom südafrikanischen Kriege.

Aus Capstadt, 20. October, schreibt man der „Welt-Correspondenz":

Neben all den Lügenberichten von englischer Seite wird nun auch von afrikanischer Feder an einer ausführlichen Beschreibung des Krieges gearbeitet, und beigefügte Photographien vom Schlachtfeld kurz nach der Schlacht werden deutlicher als Worte von der fürchterlichen Verheerung, die die Waffen der Boeren angerichtet, sprechen. Solche Photographien, die da zeigen, wie aufgeschichtet die Leichen der Engländer in den Laufgräben dalagen, sprechen schauerliche Wahrheit. Schließlich gelangen trotz allen Vertuschens der Wahrheit englischerseits doch zuweilen Einblicke in den wahren Sachverhalt an die Oeffentlichkeit. Die Canadier, die 3000 Mann stark hier ankamen, haben sich nun, zu 2000 zusammengeschmolzen, wieder eingeschifft und trösten sich damit, noch gut weggekommen zu sein, da es anderen Regimentern viel schlimmer ergangen. Auch die Naval-Brigade (Seesoldaten), die nach Simonsstadt zurückgekehrt, hat stark ein Drittel ihrer Mannschaften eingebüßt. Von den Londoner Freiwilligen, die man schnell eingeschifft, ohne ihnen am Cap Gelegenheit gegeben zu haben, ihre Großthaten zu rühmen, wird erzählt, daß sie sich schließlich geweigert hätten, noch weiter zu fechten. Jedenfalls waren ihre Uniformen bei der Ankunft hier recht unkenntlich, die Hosen Mancher in einer solchen Verfassung, daß die Inhaber mit Dank alte geflickte Hosen annahmen, um ihre Blöße zu decken.

Bei der Sichtung der Wahrheit von Dichtung werden wohl auch in einem besonderen Büchlein die Greuelthaten der britischen Armee erwähnt werden. Damen von hier haben sich an die Frau Generalin Roberts in Pretoria gewendet, doch ihren Einfluß zu gebrauchen, wenigstens dem Greuel des Krieges zu steuern. Da kamen sie aber schön an. Diese angesehene Dame hat ein Lob der britischen Armee gesungen, das charakteristisch ist für den Geist, der auch das schwache Geschlecht der Briten heutzutage beherrscht. Sie schrieb als Antwort u. A.: Ihr Mann sei der most just and merciful Commander of the most just and merciful Nation on Earth. Und dann verherrlicht sie die englischen Soldaten, die so edel und erhaben über die anderer Nationen sind, daß sie nie den Frauen der Boeren ein Leids anthun würden. Dagegen seien die Boerenfrauen so heimtückisch, lockten die Soldaten zu sich ins Haus, gäben ihnen Milch zu trinken, und wenn die Soldaten dann wieder friedlich und unbesorgt fortgingen, nähmen die Frauen die versteckten Gewehre zur Hand und schössen die armen Soldaten todt. Die Frau Generalin weiß also offenbar nichts von einem armen Cordua, nichts von den Thaten — nicht etwa der gemeinen Soldaten —, sondern solcher britischer Officiere, wie derer, die in der Nähe von Belmont einen sehr reichen und angesehenen Boeren nebst seiner Frau festbanden, und dann die Töchter, frühere Zöglinge einer höheren Töchterschule in der Nähe Capstadts, vor den Augen der Eltern entehrten. Sie weiß nichts von der Proclamation ihres „most merciful Commander", in Folge deren viele Hunderte kleiner Weiler, denn als solche müssen die Bauernplätze angesehen werden, abgebrannt wurden, wobei den Frauen und Kindern nur wenige Minuten Zeit gewährt wurden, zu flüchten, unter gleichzeitigem Verbot, irgend etwas von ihrer Habe aus der Brandstätte zu retten. Im Distrikte Kroonstad allein sollen an 250 Bauerngehöfte eingeäschert sein. Sie wird auch nicht wissen, daß jetzt viele dieser Frauen und Kinder in Kimberley, Deelfontain, De Aar und anderwärts quasi gefangen gehalten werden, und ein Nothschrei dieser Unglücklichen bis hierher gedrungen ist mit der Bitte um einige abgetragene Kleider, um doch ihre Blöße und die ihrer Kinderchen zu decken.

Wie gerecht und gnädig der englische Genetalissimus übrigens fortfährt, sich gegen die Frauen zu benehmen, zeigen folgende Thatsachen. Wir haben briefliche Nachricht, daß die Wittwe des Generals Joubert und Hunderte von Frauen in Pretoria durchaus nicht zufrieden sind mit der Behandlung, die ihnen zu Theil wird. Die Frau vom General Piet Retief Bilsoen aus Heidelberg, die sich geweigert, Depeschen zu ihrem Manne zu bringen, ist in Johannesburg ins Gefängniß geworfen und schmachtet noch darin. Andere Frauen wurden unter Eskorte von rohen Soldaten zu den Commandos gebracht und sollen dann ihren Männern mittheilen, daß man ihre Farmen schon abgebrannt habe, und falls sie nun bis Ende der Woche die Waffen nicht niederlegten, dann würde man überhaupt ihr Besitzthum an Land confisciren. Das ist englische Kriegsführung.

Deutsche Zeitungen von Mitte September, die jetzt ihre Berichte nur noch von englischer Seite erhalten können, singen den Republiken schon Grabeslieder. Dies ist aber verfrüht, so lange die Boerenführer noch nicht die Waffen niedergelegt. Weiß man denn in Deutschland nicht, daß der Norden Transvaals von Pietersburg bis Zoutpansberg noch von keinem britischen Soldaten betreten, daß man darthin so viel wie möglich von dem Vieh gerettet, daß das Boerenvölkchen noch tapfer sein Schwert schwingt, und die Briten anfangen, sich auf die Hauptplätze zurückzuziehen? Alle nur entbehrlichen Kanonen (alte Vorderlader) von den Forts in Capstadt gehen jetzt nach dem Kriegsschauplatz, ebenso gehen alle Reconvalescenten, die sich hier aufhalten, zur Front ab. Ueberall, bis an die Grenzen der Colonie, spielt jetzt der Kleinkrieg, so daß selbst Kimberley aus Furcht vor einer zweiten Belagerung sich wieder in Vertheidigungszustand gesetzt und seine Bürgerwehr (townguard) einberufen hat. Und wie jetzt auch die Hauptstädte Pretoria, Johannesburg, Bloemfontein beunruhigt werden, kann man wenigstens in den englischen Zeitungen angedeutet finden. Denn der Krieg, der jetzt eigentlich nur gegen die wehrlosen Boerenfrauen geführt wird, muß die Boeren zu der äußersten Anstrengung anregen.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 15. November.

Die Thronrede, mit deren Verlesung der Kaiser gestern den Reichstag eröffnete, ist, wie bereits mitgetheilt, von den zahlreich versammelten Reichsboten lautlos ohne jeden Zuruf angehört worden. Das ist begreiflich, denn sie enthält nichts, was lebhaftere Gefühle hervorrufen könnte — es müßte denn der Hinweis auf den Erfolg des deutschen Fleißes auf der Pariser Weltausstellung sein, und der war längst bekannt, und was die guten Beziehungen des Reiches zu den auswärtigen Mächten betrifft, so ist noch abzuwarten, ob sie jede Probe bestehen, auf die sie durch die ostasiatische Frage noch gestellt werden können. Auch der größte Theil der Presse beurtheilt die Thronrede kurz und kühl. Die nationalen Blätter betonen zumeist, daß das Schriftstück im Wesentlichen den gehegten Erwartungen entspreche. Nur bei der Erwähnung der Stelle über die Nichteinberufung des Reichstags im Sommer ist der Ton nicht überall der gleiche und auch die Ausdrücke des Bedauerns über den Nichtgebrauch des Wortes „Indemnität" in der Nachtragsetatsvorlage kehren da und dort bei dieser Gelegenheit wieder. Im Großen und Ganzen aber scheint die Stimmung derart, daß auch jenes sommerliche Versäumniß von den Parteien, die im Reichstag ernsthaft Politik machen, nicht sonderlich genügt hat. Jedenfalls sind Zusammenstöße mit dem Grafen v. Bülow deswegen nicht zu befürchten. Denn die „Germania", das Centrumsorgan, das über die Nichtberufung noch einmal absonderlich erbost erscheinen möchte, läßt an jeder passenden und unpassenden Stelle eine Bemerkung einfließen, die auf die Entschuldigung hinausläuft: „Freilich trifft dies Alles eigentlich nur den Fürsten Hohenlohe". Der neue Kanzler segelt mit gutem parlamentarischen Winde. Die „National-Zeitung" allerdings eignet sich eine ernste Forderung an. Sie schreibt: „Die Nation wird von dem Grafen Bülow Das verlangen, was im Sinne der Verfassung Verantwortlichkeit ist: daß er nur vertritt, was er gebilligt hat und zu billigen rechtzeitig, d. h. vorher, in den Stand gesetzt worden ist". Das wird die Nation in der That verlangen, sie verlangt es aber schon seit vielen Jahren von ihrem Reichskanzler, ohne daß der Forderung im Parlamente wirksamer Nachdruck verliehen worden wäre. Wenn sich dies nicht ändert, wird Graf von Bülow das an ihn gestellte Verlangen gar nicht erfüllen können, denn es wird dann auch ihm der Rückhalt zum Widerstande gegen Actionen, die er nicht billigt, fehlen — falls er solchen Widerstand überhaupt zu leisten gesonnen ist. Im Grunde ist, wie die Dinge thatsächlich liegen, das Verlangen der „National-Zeitung" nichts Anderes, als eine Aufforderung an den Kanzler, demnächst seine Entlassung zu nehmen. Denn Fälle, in denen das Blatt den Grafen etwas nicht vertreten zu sehen wünscht, werden unfehlbar baldigst eintreten, sie sind in Permanenz, und wenn der Reichstag und der preußische Landtag den Willen zu einem Verantwortlichkeitssystem im „Sinne der Verfassung" nicht durch Thaten, so z. B. durch Versagen, bethätigen, so wird Graf v. Bülow und jeder Andere auf dem Kanzlerposten entweder die Forderung der „National-Zeitung" mißachten oder gehen müssen. Graf v. Bülow wird nicht das Letztere wählen und nach Abschluß der ersten Lesung des Etats, der „deutschen Adreßdebatte", wird wohl auch das mehrfach genannte Berliner Blatt zugeben müssen, daß es mit der energischen, unzweideutigen Bekundung des Verlangens der Nation durch die Nationalvertreter „wieder nichts gewesen ist", trotz des Rücktritts des wegen seines hohen Alters füglich nicht stimulirbaren Fürsten Hohenlohe. Um zur Thronrede zurückzukehren, so bietet diese zu weiteren Bemerkungen kaum mehr Anlaß, als höchstens zur Hervorhebung der Thatsachen, daß das Krankencassengesetz gar nicht angekündigt und von der Zolltarifvorlage gesagt wird, es sei zu erwarten, daß sie im Laufe des Winters dem Bundesrathe zugehen werde. Dem Krankencassengesetze wurde zuletzt nicht mehr entgegengesehen und die Verschiebung dieser äußerst schwierigen Arbeit auf die nächste Tagung ist zu billigen. Die Ankündigung des Tarifgesetzes wurde aber vom Lande bestimmt erwartet, und nun befindet sich die Regierung ihrerseits noch im Stadium einer unbestimmten Erwartung, und auch dies nur in Bezug auf die Einbringung im Bundesrathe; vom Reichstag ist überhaupt nicht die Rede. Unter den Abgeordneten zeigen sich denn auch gestern, wie uns aus Berlin berichtet wird, die Ansichten darüber, ob der Vorlage vor dem nächsten Winter entgegengesehen werden dürfte, getheilt. Eine Verzögerung würde zwar ein nicht unberechtigtes Gefühl der Sicherheit gegenüber den angesagten freihändlerischen „Stürmen" verrathen, im Uebrigen wegen der gewaltigen Fülle von Einzelheiten, die zu berathen sind, unerwünscht sein. Einstweilen freilich ist die Vorlage auch für den Bundesrath noch nicht reif.' Schon aus dem Grunde nicht, weil man erst neuerdings dem Gedanken näher getreten sein soll, der in der Industrie anscheinend überwiegenden Abneigung gegen einen Doppeltarif und den entgegengesetzten Wünschen der Landwirthschaft, von denen sich freilich die bayerischen und die hessischen Bauernbündler ausgeschlossen haben, gleichzeitig in der Weise entgegenzukommen, daß der Einzeltarif genommen, für einige landwirthschaftliche Erzeugnisse (Getreide, Vieh) aber ein Minimaltarif beigefügt wird. So erzählt man sich.

Die Pekinger Meldung über die „unwiderrufliche Entscheidung" der Mächte gegenüber China hat den treuen Eckart des himmlischen Reiches, den „Vorwärts", wieder auf den Plan gerufen. Der Schmerz, den das socialdemokratische Centralorgan wegen der „Vergewaltigung" Chinas empfindet, ist um so größer, je unmittelbarer die „großen Tage" bevorstehen, an denen die „Genossen" im Reichstage die chinesische Politik des Reiches zu „verdonnern" gedenken. Selbstverständlich ist jede von den Gesandten beschlossene Maßnahme zur Verhütung der Wiederkehr von Vorgängen wie die jetzigen in den Augen des „Vorwärts" „völkerrechtswidrig", „maßlos" u. s. w. Aber damit nicht genug: die tiefste Betrübniß des socialdemokratischen Centralorgans rührt sichtlich von den Beschlüssen der Gesandten her, die Deutschland volle Sühne für die Ermordung des Freiherrn von Ketteler verschaffen sollen. Um seinen Ingrimm hierüber etwas zu bemänteln, nennt der „Vorwärts" die betreffenden Beschlüsse „nebensächliche Formalitäten", die „ganz überflüssig" seien! Nächstdem ist dem „Vorwärts" am peinlichsten, daß China an Staat und Private Entschädigung zahlen soll. Kein Wunder! Denn das Geschrei über die gerade jetzt vom Reichstage geforderten 153 Millionen Mark muß sich angesichts der Möglichkeit einstiger Wiedererstattung dieser Summe durch China selbst den Ohren der urtheilslosen Masse erheblich eindruckloser gestalten.

Ueber das Scheitern der Bestrebungen auf Einführung **staatlicher Arbeitslosenversicherung in der Schweiz** wird uns noch geschrieben: Die Bemühungen zur Erreichung des Zieles sind wahrhaftig nicht mäßig gewesen, es hat sich aber in den behördlichen entscheidenden Instanzen die Ueberzeugung festgesetzt, daß die staatliche Arbeitslosenversicherung nicht durchzuführen ist. Namentlich ist dabei auch in der Schweiz ein Punct entscheidend gewesen, der in Deutschland gleichermaßen im Vordergrunde der öffentlichen Discussion steht, die Ueberfüllung der größeren Städte und Industriecentren mit Arbeitskräften im Gegensatze zu dem an letzteren Mangel leidenden flachen Lande. Mit vollem Rechte haben die schweizerischen Behörden betont, daß eine solche Ueberfüllung eine Steigerung der Arbeitslosigkeit über den wirklichen Arbeitsmangel hinaus zur Folge hätte, und eine Arbeitslosenversicherung demgemäß ein so ungesundes Verhältniß nur noch begünstigen würde. Hier liegt eine der wundesten Stellen der Arbeitslosenversicherung und sie würde namentlich auch für Deutschland in Frage kommen. Das Correlat der Arbeitslosenversicherung würde unstreitig der Arbeitszwang sein müssen. Würde die staatliche Arbeitslosenversicherung eingeführt, so müßte dem Staate auch das Recht zustehen, die jedesmal verfügbaren Arbeitskräfte von einem Orte zum anderen zu schaffen und so die Freiheit des Individuums bei der Wahl seines Aufenthaltsortes zu vernichten. Es ist gar nicht abzusehen, wie man anders über die auch in der Schweiz wohl erkannte Calamität der Beschwerung der Versicherungscassen durch die Arbeitslosen der größeren Städte und Industriecentren bei Arbeitermangel auf dem flachen Lande hinwegkommen will. Hierin liegt aber auch das größte Hemmniß für die Ausführung der Idee von der staatlichen Arbeitslosenversicherung. Ihre Freunde sind, wie das jeder moderne Mensch ist, Verfechter der Freizügigkeit. Diese würde sofort aufgehoben werden müssen, wenn die Arbeitslosenversicherung verwirklicht werden sollte, und ob die Versicherung selbst bei ihren jetzigen Freunden den Werth der Freizügigkeit aufwiegen würde, das ist doch mehr als zweifelhaft. Wer für Arbeitslosenversicherung ist, der ist gegen Freizügigkeit, das ist das Ergebniß der in der Schweiz jetzt zu einem gewissen Abschluß gelangten Action. In Deutschland aber wird man gut thun, den Befürwortern der Einführung staatlicher Arbeitslosenversicherung dieses Ergebniß der schweizerischen Action recht oft vor Augen zu halten, um die manchmal recht ungeberdig auftretende Propaganda für die Realisirung dieser Idee in die gebührenden Schranken zu weisen.

Deutsches Reich.

C. H. Berlin, 14. November. Ueber Graf Waldersee's Gehalt ist viel in den Zeitungen gestritten worden; alle Angaben waren falsch; nach den amtlichen Nachweisungen erhält der Graf monatlich 2500 ℳ Feldbesoldung = 30 000 ℳ jährlich, ferner 10 000 ℳ Dienstzulage monatlich = 120 000 ℳ; also insgesammt 150 000 ℳ; er erhielt außerdem noch 12 000 ℳ einmaliges Mobilmachungsgeld. Generalleutnant v. Lessel bezieht monatlich insgesammt 5120 ℳ, und zwar 2120 ℳ als Divisionscommandeur und 3000 ℳ Dienstzulage als Commandeur des Expeditionscorps. Sein einmaliges Mobilmachungsgeld betrug 2850 ℳ. Die Brigadecommandeure erhalten ein monatliches Gehalt von 1420 ℳ (einmaliges Mobilmachungsgeld 2400 ℳ), die Regimentscommandeure 1120 ℳ (Mobilmachungsgeld 1800 ℳ), die Bataillonscommandeure, die Abtheilungscommandeure und die Stabsofficiere beziehen monatlich 865 ℳ, die Hauptleute und die Rittmeister 600 ℳ, die Oberleutnants und die Leutnants als Compagnieführer oder als Adjutanten eines Regiments oder bei höheren Commandobehörden 425 ℳ monatlich, die Oberleutnants im Frontdienst 300 ℳ, die Leutnants im Frontdienst 240 ℳ; das Mobilmachungsgeld betrug bei allen letztgenannten Chargen 1440 ℳ; nur die Oberleutnants und die Leutnants im Frontdienst bekamen 1200 ℳ. Feldwebel und Wachtmeister beziehen monatlich 90 ℳ und 30 ℳ Dienstzulage, Vicefeldwebel 57 ℳ, Sergeanten 49,30 ℳ, Unterofficiere 36 ℳ, Gefreite 16,50 ℳ, Gemeine 13,50 ℳ. Für die Ausreise des Armee-Obercommandos von Genua mit dem Reichspostdampfer „Sachsen" wurden bezahlt rund 168 000 ℳ.

§ Berlin, 14. November. (Die Lage des Arbeitsmarktes.) Ein anderes Gepräge als die Börse mit steigenden Coursen zeigt das gegenwärtige Bild des Arbeitsmarktes. An den öffentlichen Arbeitsnachweisen, soweit sie an die Berichterstattung der Berliner Halbmonatschrift „Der Arbeitsmarkt" angeschlossen sind, drängten sich im October um 100 offene Stellen 120,4 Arbeitsuchende (gegen 104,9 im Vorjahre). Namentlich nimmt bei den ungelernten Arbeitern die Zahl der Arbeitslosen sichtlich zu; außer von Berlin wird sie auch schon von mittleren Städten, wie Mainz, berichtet. Aber auch bei den Metallarbeitern wächst die Arbeitslosigkeit, so in Heidelberg, Mannheim, Mainz, Freiburg in Breisgau, in den rheinisch-westfälischen Industriecentren, in Berlin. In der Textilindustrie ist trotz einiger Lichtpuncte eine allgemeine Besserung nicht zu finden, vielmehr greift die Krise auch auf Bezirke über, die bisher verschont blieben. So arbeiten in der Weberei Bielefelds circa 1500 Arbeiter nur fünf Tage in der Woche. Im Baugewerbe ist überwiegend schon stille Zeit, obwohl das Wetter noch nicht dazu drängt. — An einzelnen Orten wurde bereits eine Zunahme der wandernden Arbeitslosen bemerkt, so in Pforzheim (157 gegen 95 im October vor. J.). Wenn demnach die Zahl der beschäftigten Arbeiter nach den Mitgliederziffern der Krankencassen eine minimale Zunahme von 0,2 Proc. zu verzeichnen hat, so bleibt diese doch um das Achtfache gegen das Vorjahr zurück, wo die Steigerung 1,6 betrug. Für die neu hinzutretenden Arbeitslosen werden die Aussichten zusehends ungünstiger.

— Die in der Thronrede erwähnte Weingesetznovelle enthält nach der „Allgem. Ztg." nicht, wie früher angekündigt wurde, das Verbot der Herstellung von Kunstwein, sondern nur die schärfere Ueberwachung derselben nach dem Vorgang des Margarinegesetzes, nebst einer Erhöhung der Strafen für Uebertretungen.

— Der Ausschuß des Bundesraths für Handel und Verkehr hielt heute eine Sitzung.

— Die nationalliberale Fraction des Reichstages hat sich heute vor Beginn der Eröffnungssitzung der Session constituirt und den Fractionsvorstand der verflossenen Session wiedergewählt. Vorsitzender ist der Abg. Bassermann, stellvertretender Vorsitzender Abg. Büsing; die übrigen Mitglieder des Vorstandes sind die Abgeordneten Dr. Blankenhorn, Dr. Deinhard, Dr. Hasse, Frhr. Heyl zu

---

Villa in London, aber diese wäre seit langer Zeit geschlossen, und sonst wäre auch nicht das Geringste über seinen jetzigen Aufenthalt zu erfahren.

„Ein Haus in der Stadt?" rief die Gräfin erstaunt. „Wie kommt er dazu? Ist er denn verheirathet?"

„Meine Nachrichten lassen nicht darauf schließen. Aber es wird zweifellos das Beste sein, ihn, wenn er kommt, möglichst bald zu verheirathen."

„Seine Vergangenheit hat wohl das Licht zu scheuen?" forschte Lady Pole weiter.

„An Ihrer Stelle, Gräfin, würde ich gar nicht darnach trachten, den Schleier zu lüften. Schon mancher leichte Bursche wurde durch Besitz und eheliche Fesseln gebessert. Es giebt für den Leichtsinn kein besseres Heilmittel, als das Gefühl der Verantwortlichkeit für Frau und Kind. Man darf eines Mannes Zukunft nie aus seiner Vergangenheit weissagen wollen."

„Schon recht", entgegnete Lady Pole, die gern ein Wort der Nachsicht für ihren Bruder hörte. „Jetzt aber gilt's zunächst, ihn zu finden!"

Während dieser Unterredung traf ein Telegramm ein. Die Gräfin hatte ihrer Mutter die Last der Sorgen um den Haushalt abgenommen; sie zauderte daher keinen Augenblick, dasselbe zu öffnen; es kam aus Monte Carlo und lautete:

„Bin tief bekümmert. Tröste Dich, liebste Mutter. Reise hier sofort ab, hoffe, den Vater besser zu finden."

So sehr die Gräfin ihrem Bruder zugethan war, konnte sie ihm doch nicht den Kummer ganz verzeihen, den er dem Vater bereitet hatte. Auch das jahrelange völlige Schweigen Reginald's hatte sie verdrossen. Jetzt schien ihr der Schmerz und die Zärtlichkeit des Sohnes etwas gemacht.

Lord Bruton sagte beschwichtigend:

„Es ist doch immerhin befriedigend, zu wissen, daß die Nachricht ihn endlich erreicht hat, und daß er hierher unterwegs ist."

„Ich fürchte nur, er wird zu spät kommen. Es scheint fast unmöglich, daß der Vater noch den morgigen Tag erlebt."

Doch war von der Gräfin eine große Last genommen, erleichtert athmete sie auf; selbst wenn ihr Bruder nur noch zur Beerdigung zurecht kam, so würde der Vater doch nicht, wie die beiden verunglückten Brüder, bestattet werden, ohne daß ein männlicher Sproß der Familie ihm die letzte Ehre erwiese.

6. Capitel.

Wichtige Nachrichten erreichen die am meisten davon Betroffenen häufig erst zuletzt. So war es dies Mal dem Rittmeister Denison ergangen.

Er hatte sich von New York nach London begeben, war aber, nachdem er sein Haus hatte verschließen lassen, über Paris nach Monte Carlo gegangen. In Paris hatte er ganz dem Vergnügen gelebt, zu seiner Freude dort keinerlei Bekannte getroffen und sich um das, was in der Welt vorging, nicht im Geringsten gekümmert.

Am Abend seiner Ankunft in Monte Carlo ging er nach dem Casino. Bald nachdem er, lediglich, um Fortunas Laune zu erkunden, seinen ersten Napoleon gesetzt hatte, sah er, wie ein junger, tadellos gekleideter Herr sich vergeblich bemühte, ein Glas in sein Auge zu klemmen. Sofort hatte Denison Lord Algy Herbert erkannt. Als das Monocle glücklich im Auge saß, sah Algy sich befriedigt um. Bald gewahrte er Denison, welcher ihm freundlich und lachend zunickte ob des Erfolges, den sein Landsmann endlich mit seinem Augenglase gehabt hatte.

„Holloh, mein Lieber!" rief Algy, „was treiben Sie hier? Ich traute erst meinen Augen kaum; ich war zu fest überzeugt, daß Sie jetzt in Albertshof sein müßten."

Denison warf so zuversichtlich als möglich hin:

„Sie irren sich hierin; es ist wohl nicht der erste Irrthum, den Sie begehen, was?"

Trotzdem war Denison über diese Meinung Lord Algy's sehr erstaunt. In seine Beziehungen zum elterlichen Hause hatte er wohlweislich Niemand eingeweiht, gewiß aber nie von seiner Enterbung gesprochen. Um so mehr quälte ihn jetzt Neugier, was der junge Mann wohl damit hatte andeuten wollen. Aber er ließ davon nichts merken, hängte sich an Lord Algy's Arm und schlug ihm einen Rundgang durch die Säle vor. So gering Lord Herbert's Divinationsgabe auch war, er mußte sich doch sagen, daß Denison offenbar von seines Vaters und seiner Brüder traurigem Geschick nichts ahnte, und daß er nun zum Ueberbringer schlimmer Nachrichten werden müßte.

Das war ihm außerordentlich unlieb, und er befand sich in großer Verlegenheit, während Denison neben ihm anscheinend in bester Laune einherging und über gleichgiltige Sachen behaglich schwatzte.

Endlich stammelte er: „Also Sie wissen von gar nichts? Haben nichts gehört?"

Jetzt starrte der Rittmeister den jungen Mann an, als wollte er ihn daraufhin prüfen, ob auch in dessen Kopf noch Alles richtig sei.

„Wann sind Sie denn aus England fortgereist?" fragte Algy.

„Vor vierzehn Tagen."

„Und Sie haben seitdem wirklich nichts erfahren?"

„Nun aber heraus mit der Sprache! Was haben Sie mir zu erzählen?" rief Denison ungeduldig.

„O wie schrecklich, daß ich Ihnen das Alles sagen soll. Aber von der Möwe haben Sie doch gehört?"

„Das ist ja wohl ein Vogel?"

„Nein, ich meine Ihres ältesten Bruders Segelyacht „Möwe"?"

„Ich wußte gar nicht, daß er eine Yacht besitzt."

„Ja, ja, und der arme Kerl ging mitsammt seinem Bruder darin unter, in der Nähe der Isle of Wight."

Denison's Herz machte einen mächtigen Sprung; seine Schläfen drohten zu springen, so drang ihm das Blut nach dem Kopfe. Selbstsüchtig dachte er nicht an das Unglück und den vorzeitigen Tod seiner Brüder, sondern nur an den Wechsel in seiner Stellung und Alles das, was dies Ereigniß für ihn mit sich brachte. Also Fortuna lächelte ihm auch hier und wollte ihm Besitz und Vermögen in den Schooß werfen, sofern sein ältester Bruder ohne Erben bliebe.

Jetzt handelte es sich darum, rasch zu sehen, ob Lord Algy's Bericht sich bestätige. Im Hotel entnahm Denison älteren Zeitungen bald das Nöthige. Er dachte nach, wie er sich nun zu verhalten hätte. Ohne jede Aufforderung, nach Albertshof zu gehen, schien ihm auch jetzt eingedenk der Form seiner Verabschiedung vom Vater nicht rathsam. Da brachte ihm der Kellner die neuesten englischen Blätter, und Denison las, daß sein Vater von den Aerzten aufgegeben sei und im Sterben liege.

„Es ist leider Alles nur zu wahr, Algy", sagte er. „Ich muß gleich an die Mutter telegraphiren."

Die Abfassung dieser Depesche beanspruchte längere Zeit. Er suchte sein Mitgefühl so zum Ausdruck zu bringen, daß er sich damit den Weg zum Elternhause bahnte, und dort willkommen wäre. Darauf unterhielt er sich mit Algy über seine so unvermuthet geänderte Lebensstellung. Plötzlich fragte Algy: „Ist Ihre Frau nicht mit hier?"

„Meine Frau? Was meinen Sie?" fragte Denison zurück.

„Hab' ich mir's doch gleich gedacht, daß sie nicht Ihre Frau wäre!" sagte Lord Algy, sich dabei sehr klug vorkommend.

„Wie konnte nur so eine verrückte Idee in Ihnen aufkommen?"

„Aber verdammt hübsch ist sie, was sie auch sonst sein mag", sagte der Lord. „Sie könnten Einem einen großen Gefallen thun, Denison."

„Womit?" fragte Denison so scharf zurück, daß ein Mensch von etwas mehr Beobachtungsgabe bemerkt haben würde, daß er ein gefährliches Gebiet betrete. Lord Algy aber fuhr unbeirrt fort:

„Wenn Sie das Wild aufgestöbert haben, sollten Sie auch sagen, wo es jetzt zu finden ist."

„Sie widerwärtiger, junger Schnapphahn, Sie", rief Denison erregt. „Wenn ich je erfahre, daß Sie jene Dame mit Ihren verabscheuungswürdigen Aufmerksamkeiten verfolgen, so schlage ich Ihnen, bei Gott, alle Knochen im Leibe entzwei."

Selbst im verworfensten Menschen schlummert ein gutes Element, das nur des Anlasses bedarf, sich zu äußern. So auch bei Denison. Eben noch hatte er niederträchtiger Weise seinen Kumpan durch seine eigenen Worte dazu verleitet, Winfriede für alles Andere, nur nicht für seine Frau, zu halten; bei Algy's Andeutungen aber hatte das Blut in seinen Adern gekocht. Was er selbst an seinem Weibe verbrochen, schien ihm gering, im Vergleich zu der Beleidigung, welche der Lord ihr soeben angethan hatte. Nun er seinem Zorn Luft gemacht hatte, überließ er den verdutzt dreinschauenden jungen Mann seinen eigenen Gedanken und ging auf sein Zimmer.

Am anderen Morgen reiste er ab. Seine Betrachtungen unterwegs waren höchst erfreulicher Art; der Familienbesitz war fideicommiß, sein Vater konnte also die Enterbung an dem einzig überlebenden Sohne nicht durchführen. Darauf bauten sich goldene Träume auf von Rennställen, die er jetzt halten wollte, von dem herrlichen Leben in den feinsten Clubs, die ihn nun gern aufnehmen würden, und von hohem Spiel, dem er sich jetzt ganz nach Belieben und ohne die bisher gebotene Rücksicht auf seine Baarschaft überlassen könne. Auch sein Weib fiel ihm ein. Wie gut war es doch, daß er ihr in York nachgegeben hatte. Jetzt wollte er erst recht darauf bestehen, daß der zwischen ihnen damals geschlossene Vertrag buchstäblich erfüllt würde. Früher, als er sich nur mit List und mit einer an der Grenze des Erlaubten sich haltenden Geschicklichkeit durchs Leben zu winden vermochte, damals war ihm die Tochter des von seiner Pension lebenden Majors gerade recht gewesen. Jetzt aber eine solche Mesalliance einzugestehen, wo sich die vornehmsten Häuser des Landes ihm nicht nur freundlichst aufthun, sondern untereinander wetteifern würden, um mit ihm durch Heirath in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten, jetzt hätte ihn die Anerkennung seiner Frau geradezu als ein Verbrechen gedünkt. Denn jetzt müßten sich ganz leicht Mittel und Wege finden lassen, etwaige, einem solchen Plane entgegenstehende Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

(Fortsetzung folgt.)